

Gemeindeleiten

Für Kirchenvorstände, Kirchengemeinderäte, Presbyterien, Kirchenälteste

Orientierung

Anregungen

Impulse



Foto: J. Barraud-Volk

Begegnung

- Ohne die Gemeinschaft aber ist alles nichts 2
- Gemeinschaft – Konflikte.
 - Tun Konflikte der Gemeinschaft Abbruch? 4
- Die Allmende und was man heute daraus lernen kann ... 5
- Was möchten Sie Kirchenvorständen sagen? 6
- Gemeinschaft muss gestaltet und gesucht werden 7
- Gemeinschaft und Offenheit – schließt sich das aus? 8

Jacqueline Barraud-Volk

Gemeinschaft ist nur der Anfang!

Ein theologischer Beitrag zur Lebens-Praxis im Kirchenvorstand

Seit einem Jahr sind die neuen Kirchenvorstände in Bayern im Amt. Erste Erfahrungen sind gemacht. Wichtig ist den meisten eine gute Gemeinschaft. Diese muss gesucht und miteinander gestaltet werden. Sie ist jedoch nicht alles, denn Jesus setzt auch auf Offenheit und Weltbezug.

1. Kirchliche Gemeinschaft als Grunderfahrung und Anspruch

Ich war noch ein Kindergartenkind. Da nahm mich meine große Cousine zum ersten Mal mit zum Kindergottesdienst. Mit mindestens 60 Kindern saß ich in der gotischen Kirche meiner Heimatstadt. Über die dunkelbraunen Kirchenbänke konnte ich beim Beten kaum drüber schauen, aber der riesige Raum, Orgel und Gesang haben mich ziemlich beeindruckt. Eine junge Diakonin erzählte eine Geschichte von Jesus und die anderen Kinder waren sehr nett. Mir hat das damals so gut gefallen, dass ich ab da immer gerne und regelmäßig zum Kindergottesdienst gegangen bin. Ich fühlte: hier bin ich willkommen und gehöre dazu.

Viele Engagierte in der Kirche können von solchen Grunderfahrungen erzählen und wer sich für das Amt als Kirchenvorsteher*in gewinnen lässt, macht das durchaus auch, weil man davon ausgeht, dass es hier fair und freundlich zugeht. Heute sind die Mitglieder dieses Gremiums in der Regel selbstbewusste Menschen, die offen ihre Meinung äußern und wissen, dass unterschiedliche Meinungen wichtig sind, um am Ende gute Entscheidungen zu treffen. Die Arbeit im Kirchenvorstand orientiert sich an demokratischen Regeln. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass es hier und da immer auch Menschen gab, die in Kirchenvorständen allein bestimmen wollten. Wenn in diesem Fall niemand Einhalt gebietet, wird es belastend. Es gab durchaus auch Kirchenvorstände oder Haupt- und Ehrenamtliche, die daran bitter zerbrochen sind. Es ist ein Leichtes, durch fehlende Weitergabe von Informationen oder nur sporadisch stattfindenden Sitzungen, mit einer kleinen Gruppe von „Wissenden“ am Kirchenvorstand vorbei zu „regieren“. Für das Klima und die Sitzungsdisziplin tragen deshalb alle eine große Verantwortung. Ungeklärtes sollte deshalb schnell auf die Tagesordnung, um es zu bearbeiten, zu klären oder Beratung von außen zu holen.

In der Regel scheint das heute sehr gut zu klappen. Haupt- und Ehrenamtliche im Kirchenvorstand wissen um Ihre Rechte und Pflichten. Und alle genießen es, wenn ein vertrauensvolles Miteinander herrscht und man darüber hinaus auch menschlich verbunden ist. In unserem Kirchenvorstand haben wir deshalb im Eingangsteil der Sitzung nicht nur eine Andacht, sondern auch die Rubrik: „Was bringe ich persönlich mit?“

Nicht immer gibt es etwas zu erzählen, aber wenn, dann freuen wir uns mit, zum Beispiel über die Geburt des ersten Enkelkinds oder wir nehmen Anteil am Verlust eines lieben Angehörigen. Die Zeit dazu nehmen wir uns. Dennoch endet jede Sitzung mit Gebet und Segen um 22.00 Uhr. Es ist eine Frage der Organisation und der Sitzungsleitung. Im Dezember gibt es keine Sitzung, sondern eine adventliche Einladung in die Pfarrwohnung und im Sommer kann das auch mal der Biergarten sein. Gemeinschaft braucht Formen der Begegnung und des informellen Austausches.

2. Gemeinschaft als Thema in Theologie und Bibel

Mit jedem Gottesdienst bekennen wir im Glaubensbekenntnis die „Gemeinschaft der Heiligen“. Damit sind alle Getauften, alle Glaubenden, alle, die Gottes Nähe suchen und auch alle Zweifelnden gemeint. Es ist ein Begriff mit Weite. Anschaulich wird das an der St. Katharinenkirche in Lübeck. Die gotische Westfassade wurde ab 1930 unter dem Titel „Gemeinschaft der Heiligen“ mit drei Figuren von Ernst Barlach bestückt. Als „Entartete Kunst“ von den Nationalsozialisten entfernt, wurden sie 1947 wieder aufgestellt. Seitdem kann man die „Frau im Wind“, den „Bettler“ und den „singenden Klosterschüler“ betrachten. Ausdrucksstarke Repräsentanten der Menschheit wollen sie sein, die leidend, kämpfend und überwindend ihren Weg gehen und dadurch miteinander zur „Gemeinschaft der Heiligen“ verbunden sind.

Die Vorstellung, dass Gemeinschaft zur christlichen Existenz gehört, findet sich von Anfang an in der biblischen Tradition. Die Apostelgeschichte beschreibt es: „Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ (Apg 2,42). Theologischer Austausch, Abendmahl, Gebet und Gemeinschaft sind demnach Urzeichen der Gemeinde. Es gibt keine Kirche ohne Gemeinschaft, auch wenn manche sagen: „Ich glaube, aber ich brauche niemanden dazu.“ Klar, Glaubenspraxis kann auch sehr individuell sein. Aber die Vorstellung, dass wir zusammengehören, hat in der Kirchengeschichte immer wieder auch als Korrektiv gewirkt. Wenn gestritten und gerungen wurde, hat das dazu geführt, dass man nicht aufgehört hat, das Gemeinsame zu suchen. Und auch wenn es nicht gelang, so wie in der Reformationszeit, so bleibt bis heute die Seh-



Jacqueline Barraud-Volk ist geschäftsführende Pfarrerin in Bad Kissingen, wo im Team mit ausgewiesenen Schwerpunktstellen berufsübergreifend gearbeitet wird. Sie ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und war zwölf Jahre Mitglied der Bayerischen Landessynode, der Generalsynode der VELKD und der EKD-Synode.

Foto: Edda Mader

sucht nach mehr „Einheit in Verschiedenheit“ zwischen Katholiken und Protestanten. Der Weg, aufeinander zu, geht weiter.

Das Gottesbild in seiner Trinitarischen Ausrichtung von Vater, Sohn und Heiligem Geist, wie es vor 1700 Jahren beim Konzil von Nizäa, festgeschrieben wurde, zeigt ebenso, dass Gott selbst gar nicht anders als in Gemeinschaft gedacht werden kann. Der Befreiungstheologe Leonardo Boff hat das treffend formuliert:

„Es ist nicht damit getan, die Existenz Gottes zu bejahen. Es bleibt die Frage, wie Gott lebt und wie er existiert. Hier nun stoßen wir auf die Dreieinigkeit. Wir glauben, dass Gott nicht Einsamkeit, sondern Gemeinschaft ist ... An die Dreifaltigkeit glauben heißt davon ausgehen, dass Wahrheit mit Gemeinschaft einhergeht und nicht mit Ausschluss, dass Konsens besser die Wahrheit zum Ausdruck bringt als Durchsetzen und, dass Mitwirkung und Mitbestimmung vieler besser ist als das Diktat eines einzelnen“¹

Und Jesus lebt nach biblischem Zeugnis diese Gemeinschaft in herausragender Weise. Besonders das Lukasevangelium erzählt von seinen Tischgemeinschaften, die man sich nicht bunt genug vorstellen kann. Manche seiner Zeitgenossen empören sich, dass er sich mit Betrügnern, Prostituierten und armen Schluckern um einen Tisch setzt. Jesus öffnet bewusst den engen Zirkel und lässt sich auch auf die ganz anderen ein. Damit setzt er eine klare Botschaft: So wie die Nahrungsaufnahme ganz alltäglich, selbstverständlich und überlebensnotwendig ist, so elementar ist auch die Gemeinschaft mit allen Menschen und mit Gott. Nichts kann sie ersetzen.

In unserer Kirchengemeinde planen wir gerade ein inklusives Café. Mitten in unserer Stadt möchten wir einen Ort der Begegnung schaffen und uns als Kirchengemeinde öffnen. Dabei ist uns klar, dass es Menschen gibt, die sich nicht so einfach Kaffee und Kuchen leisten können. So ist die Idee entstanden, dass auf jedem Tisch, wie in den Bistros in Frankreich üblich, Wasser und Brot stehen werden. Man wird sich auch dazusetzen können, wenn man gerade mal nichts ausgeben möchte. Natürlich werden wir unsere Erfahrungen machen und es wird Menschen brauchen in unserem Café, die gesprächsfähig sind, eine gute Atmosphäre schaffen und Gemeinschaft zu feiern wis-

sen. Jedenfalls möchten wir in der Spur Jesu bleiben und uns an seiner Offenheit orientieren. Christliche Gemeinschaft muss über Klüngelmentalität und interne Wohlfühlkreise hinausgehen. Jesu letzte Worte sind mit Bedacht gewählt. Sein Auftrag gilt nach wie vor: „Geht hinaus in alle Welt...“ (Mk 16, 15).

3. Kirchliche Gemeinschaft braucht Weltbezug und Zuversicht

Gemeinschaft allein genügt nach Jesu Worten demnach nicht, um als Kirchenvorstand, Kirchengemeinde oder Kirche zu existieren. Es geht auch darum rauszugehen, sich einzulassen auf andere und zu staunen, was Gott alles fügt und wozu er uns braucht.

Bei allen Veränderungen, die in unserer Kirche anstehen, die im Kirchenvorstand zur Kenntnis genommen, bearbeitet oder umgesetzt werden müssen, bleibt es wichtig den Blick in die Welt nicht zu verlieren. Etwa zur Kenntnis zu nehmen, dass es dort, wo Christen verfolgt oder als Minderheit klein gehalten werden, ganz andere Probleme gibt, als bei uns, wo es manchmal schon als Zumutung betrachtet wird in die Nachbargemeinde zum Gottesdienst zu gehen. Die meisten Kirchengemeinden in der Welt haben auch kein eigenes Budget zur Verfügung. Es geht da sehr einfach und bescheiden zu. Und doch feiern sie mit Hingabe Gottesdienst und engagieren sich für die Ärmsten in ihrem Umfeld. Auch wenn wir in den nächsten 10 Jahren große Einschnitte bei unseren Haushalten erleben werden, so werden wir immer noch zu den begüterten Kirchen der Welt zählen.

Jesus war Wanderprediger, er lebte die Gemeinschaft und blieb in Bewegung. Vertrauensvolle Gemeinschaft im Kirchenvorstand ist elementare Grundlage um die großen Aufgaben, die anstehen, miteinander gut zu bewältigen. Inspiration und Geistkraft werden wir zusätzlich spüren, wenn wir den Horizont öffnen und Gott zutrauen uns gemeinschaftsfähig zu machen, sowie bereit zur Begegnung mit aller Welt. Dazu gibt Jesus eine Verheißung. Er geht mit, denn er verspricht: „Ich bin bei euch alle Tage.“ (Matthäus 28,20). Das gibt Zuversicht. ■

¹ Leonardo Boff, Kleine Trinitätslehre, Patmos 1990, S.15

Herausgeber

- Evangelische Kirche in Hessen und Nassau: eaA – Ehrenamtsakademie
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern:
Wirkstatt evangelisch für Gemeinde- und Kirchenentwicklung
- Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers: Evangelische Agentur
- Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck:
Landeskirchenamt – Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland:
Werk für Kirchen- und Gemeindeentwicklung der Ev. Luth. Kirche in Norddeutschland.

• Evangelische Kirche von Westfalen: oikos-Institut für Mission und Ökumene

Redaktion

- Verantwortl. Redakteurin:
Susanne Briese (Hannover)
 - Dr. Ralph Fischer (Fulda)
 - Ina Wittmeier (Darmstadt)
 - Martin Simon (Nürnberg)
 - Hartmut Schneider (Hammersbach)
 - Dr. Kristin Junga (Hamburg)
 - Kuno Klinkenborg (Dortmund)
 - Bianca Rolf (Dortmund)
- Anschrift der Redaktion**
Redaktion „Gemeinde leiten“
Susanne Briese
Evangelische Agentur der Landeskirche Hannovers
Archivstraße 3, 30169 Hannover

Layout

Medienhaus der Ev. Kirche in Hessen und Nassau GmbH, Frankfurt am Main

„Gemeinde leiten“ erscheint vier Mal im Jahr. Der innerkirchliche Vertrieb geschieht durch die Herausgeber. Eine darüber hinausgehende Verwertung von Beiträgen ist nur mit Zustimmung durch die Autorinnen/Autoren gestattet. Es gelten die aktuellen Urhebergesetze.

Ältere Ausgaben von „Gemeinde leiten“ können über das Medienhaus bestellt werden: <https://medienhaus.ekhn.de> – Link: „Medienmarken“ – „Gemeinde leiten“.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht notwendig die Meinung der Redaktion wider.

Hartmut Schneider

Gemeinschaft – Konflikte. Tun Konflikte der Gemeinschaft Abbruch?

Konflikte gehören zum Alltag jeder Gemeinschaft – auch im KV. Entscheidend ist nicht, ob sie entstehen, sondern wie wir damit umgehen. Dann können Spannungen und ihre Klärung sogar eine Chance sein.

Wer in einer Gemeinschaft Verantwortung übernimmt, kennt das: Es gibt Momente der Freude und des guten Miteinanders – und es gibt Situationen, die Unbehagen auslösen. Frust, Missverständnisse, unterschiedliche Erwartungen: All das gehört dazu. Die Frage ist nicht, ob Konflikte auftreten, sondern wie wir ihnen begegnen. Denn Konflikte müssen nicht das Ende von Gemeinschaft bedeuten. Sie können sogar ein Motor für Entwicklung sein – wenn wir bereit sind „zweckfrei“ hinzuhören.

Unbehagen wahrnehmen – und handeln

„Ich kenne Unbehagen und Frust, will aber dabei nicht stehen bleiben.“ Dieser Satz beschreibt eine Haltung, die für jede Gemeinschaft entscheidend ist. Konflikte ignorieren oder unter den Teppich kehren, führt selten zu Entspannung, ganz im Gegenteil. Deshalb ist es wichtig, Unbehagen zeitnah anzusprechen – respektvoll, ehrlich und ohne Schuldzuweisungen.

Und, allzu oft ist nicht die Sache das Problem, sondern die fehlende Kommunikation. Wer rechtzeitig informiert, nimmt viele Emotionen aus dem Spiel.

Konfliktbereitschaft und Konfliktfähigkeit

Konfliktbereitschaft heißt für mich: Ich bin bereit, mich auseinanderzusetzen, auch wenn es unbequem wird. Konfliktfähigkeit bedeutet dann: Ich kann das tun, ohne die Beziehung zu gefährden. Dazu gehört, sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen und das Amt von der Person zu trennen.

Ein anderes Beispiel: „In einer Sitzung wurde ein Vorschlag von mir abgelehnt. Früher hätte ich mich persönlich angegriffen gefühlt. Heute nehme ich das als eine „kleine“ Kränkung wahr und sage mir: Es geht um die Sache und das Gemeinwohl, nicht um mich. Und zu jeder Sache kann man eine begründete Meinung haben.“ Diese Haltung schafft Luft zum Atmen – für alle Beteiligten. Kränken kann man mich nur als Person, den Kirchenvorsteher in der so wahrgenommenen professionellen Rolle kann nichts und niemand kränken.

Verantwortung übernehmen – bei sich beginnen

Es ist leicht, den Blick auf andere zu richten: „Die müssten sich ändern!“ Doch echte Veränderung beginnt bei mir selbst. Verantwortung für die eigene Haltung wahrnehmen heißt für mich: Ich prüfe, was ich beitragen kann, damit die Kommunikation gelingt. Bin ich bereit, zuzuhören? Kann ich meine Erwartungen

klar benennen? Und: Bin ich offen für die Sichtweise des anderen? Ein Beispiel: „Ich habe gemerkt, dass ich in Diskussionen oft viel zu schnell reagiere. Jetzt nehme ich mir bewusst Zeit, bevor ich antworte. Das verändert meine Stimmung enorm.“ Das klappt noch nicht immer, aber immer öfter.

Gelassenheit und Mut – ein Gebet als Mantra für die Balance

Nicht alles lässt sich ändern. Manche Dinge muss ich hinnehmen. Gleichzeitig braucht es Mut, Dinge zu verändern, die ich ändern kann. Diese Haltung habe ich aus dem Gelassenheitsgebet: „Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann. Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann.“ In der Praxis heißt das: Prioritäten setzen. Nicht jeder kleine Ärger verdient einen großen Konflikt. Aber wenn es um wechselseitiges Vertrauen, um den Respekt vor Anderen oder fehlende Transparenz geht, dürfen wir nicht schweigen.

Rituale statt falscher Harmonie

Im Kirchenvorstand können wir vieles rituell rahmen – mit einem Gebet etwa. Ein gemeinsamer Anfang oder Abschluss kann helfen, den Blick auf das Wesentliche zu richten und Spannungen zu entschärfen. Oft aber werden Konflikte mit einem aus meiner Sicht falschen Verständnis von Liebe zugedeckt: „Wir wollen doch keinen Streit.“ Doch biblische Liebe bedeutet nicht, alles unter den Teppich zu kehren. Sie bedeutet, ehrlich zu sein – auch wenn es mir selbst unbequem wird.

Kommunikation und „Spaß an der Sache“

Wie bleibt die Freude an der gemeinsamen Aufgabe lebendig? Indem wir Räume schaffen für Austausch – nicht nur über Sachfragen, sondern auch über das Miteinander. Humor hilft, Spannungen zu entschärfen. „Freiwillige“ gemeinsame Erlebnisse stärken das Wir-Gefühl. Ein Beispiel: „Nach einer anstrengenden und klärenden Sitzung haben wir zusammen Pizza bestellt. Das hat Wunder gewirkt – plötzlich konnten wir wieder lachen.“ Gemeinschaft lebt eben von Beziehung – und Beziehung braucht Pflege.

Fazit: Konflikte lassen wachsen

Konflikte sind für mich kein Zeichen des Scheiterns, sondern Ausdruck von Unterschiedlichkeit. Entscheidend ist, wie wir damit umgehen: mit Offenheit, Respekt und der Bereitschaft, bei uns selbst anzufangen. ■



Hartmut Schneider
ist Kirchenvorsteher in
Marköbel und Kreissyn-
odaler im Kirchenkreis
Hanau.

Ein notwendiges Comeback: Es ist jetzt Zeit für das All-Gemeine!

Allüberall ist zu hören, was nicht funktioniert, erhalten oder bereitgestellt werden kann, weil es nicht zu bezahlen sei. Zuweilen ist aber nicht das fehlende Geld das Problem, sondern die Fixierung darauf.

Zur allgemeinen (K)Lage in Kirche und Gesellschaft

Die Art unseres Wirtschaftens (Herstellen, Nutzen oder Verbrauchen) hat ihren Wendepunkt erreicht: Das Halten gewohnter Standards wird stetig schwieriger, Krise folgt auf Krise und Konflikte werden zahlreicher und heftiger. Angesichts dessen fordern manche ‚mehr Staat‘, andere das Gegenteil. Politik und Wirtschaft reklamieren, dass die Erwartungen an sie ihre Möglichkeiten übersteigen. Auch Kirche und Gemeinde werden mit Erwartungen konfrontiert, die sie aufgrund ihrer Finanzverluste nicht erfüllen können.

Alle Funktionssysteme (Politik, Ökonomie, Religion, Recht, Wissenschaft, Gesundheit) stehen in einer Situation der Überforderung, auf die sie mit derselben Semantik reagieren: „Mehr-Geld-für-uns“; zu realisieren durch Erhöhung oder Senkung von Steuern. Diese Debatte soll hier nicht fortgeführt, sondern etwas Vergessenes in Erinnerung gerufen werden: die Allmende.

Geschichte ermutigt

Privateigentum als ‚volles Dingrecht‘, wie u.a. im Bürgerlichen Gesetzbuch definiert, existiert ebenso wie die umfassende staatliche Daseinsfürsorge erst seit wenigen hundert Jahren. Daher ist es erstaunlich, dass Problemlösungen für die Allgemeinheit meist reflexartig von Ökonomie oder Staat erwartet werden. Ebenso erstaunlich ist, dass ein bewährtes Problemlösungsmodell kaum diskutiert wird: die Allmende. Dieses kooperative Organisationsprinzip entstand in Europa ab dem 10. Jahrhundert und bestand bis ins 19. Jahrhundert. Damals lebte der Großteil der Bevölkerung auf dem Land, Landwirtschaft war das Rückgrat der Wertschöpfung.

Die Allmende – gemeinschaftlich genutzte Flächen wie Weiden, Wege, Ackerland, Wälder, Wasserläufe oder Stege – diente vor allem bäuerlichen Schichten zur Subsistenzsicherung: gemeinsame Weiderechte, Holzsammeln sowie Wasser- und Jagdrechte ermöglichten auch Ärmeren ein Überleben. Sie war ökonomisch funktional, sozial integrativ und rechtlich verankert. Allmenden existierten in „kleinen Herrschaften“ mit 1.000 bis 5.000 Zugehörigen und einem Durchmesser von drei bis zwölf Kilometern.

Elinor Ostrom, die 2009 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt, zeigte, dass Allmenden auf lokaler Ebene oft effektiver sind als Marktmechanismen oder staatliche Eingriffe. Für ihren Erfolg identifizierte sie acht Merkmale:

Abgrenzung: Mitgliedschaft und Aufgaben sind klar definiert.

Lokale Passung: Bewirtschaftung steht im Einklang mit lokalen Gegebenheiten; das Nutzungsmaß bestimmt die anfallenden Kosten.

Kollektive Entscheidung: Wichtige Entscheidungen werden gemeinsam getroffen.

Kontrolle: Nutzung wird überwacht, um Schäden oder Missbrauch zu vermeiden.

Sanktionen: Verstöße werden abgestuft geahndet.

Konfliktmanagement: Konflikte werden nach festen Regeln gelöst.

Selbstregelung: Die Möglichkeiten der Selbstorganisation werden genutzt.

Vernetzung: Einbindung in ein Netzwerk, dessen Akteur*innen dezentral koordinieren.

Allmende: Ein Zukunftskonzept

Ostroms Forschung zeigt, dass Menschen in lokalen Zusammenhängen häufig vernünftiger, nachhaltiger und gemeinschaftsorientierter handeln als staatliche oder wirtschaftliche Akteure. Gerade für Kirche und Gemeinden, die sich zunehmend in Kooperationsräumen, Nachbarschaften und Netzwerken organisieren, eröffnen sich dadurch Chancen. Es wäre daher lohnend, gemeinsam mit den vor Ort lebenden Menschen zu prüfen, wie kirchliche Gebäude oder Grundstücke in ein Allmende-Modell überführt werden können – um sie als gemeinsamen Besitz weiterzuentwickeln und für die Bedürfnisse der lokalen Gemeinschaft zu nutzen. So ist mehr zu erreichen, als es allein mit Geld und bezahltem Personal möglich wäre. ■



Dr. Ralph Fischer
ist Diakon und Sozialwissenschaftler. Er arbeitet als Fachreferent für Kirchenvorstandsarbeit im Referat Gemeindeentwicklung und Missionarische Dienste im Landeskirchenamt der EKKW.

Hintergrund

Eugen Eckert

'ne heilige Gemeinschaft

Was Kirche von Fußballfans lernen kann

Fußballfans halten zusammen wie Pech und Schwefel. Siegt ihr Verein, feiern sie das. Verliert er, weinen sie miteinander. Aber sie bleiben treu, durch Höhen und Tiefen. Und wie ist das bei Kirchenmitgliedern?

Mein Telefon klingelt. Am Apparat ist Kutten-Paule. Ich kenne seinen Namen aus der Presse. Mit Mitgliedern seines Fanklubs unterstützt er im Winter die Obdachlosenspeisung in der Frankfurter Katharinenkirche. „Pfarrer“, fragt er unverblümt, „segnest Du auch meine Kutte?“ Seine Kutte, das weiß ich, ist ein Leder-mantel, übersät mit Stickern, Erinnerungen an siegreiche Spiele von Eintracht Frankfurt im In- und Ausland. Seine Kutte ist ihm heilig.

Er ruft mich an, weil ich seit der Eröffnung im Januar 2007 mit halber Stelle als Pfarrer in der Kapelle im Frankfurter Waldstadion arbeite. Die Stadionkapelle befindet sich im Erdgeschoss der Haupttribüne. Sie ist 90 m² groß. Nur 28 Stühle, schwarz-rot designed, hat Kunstprofessor Werner Pokorny bei der Gestaltung für sie vorgesehen.

Egal. Paules Frage lautet ja, ob ich seine Kutte segne. Er gehört zu den Hardcore-Fans aus der Nord-west-Kurve. Ein Lied, das dort lautstark angestimmt wird, beginnt mit den Worten: „Wir sind die Fans der Eintracht, 'ne heilige Gemeinschaft, wir fahren durch die ganze Welt, die Eintracht zu sehn“. Der weitere Text ist nicht jugendfrei und in meinen Augen problematisch.

Ich sage zu Kutten-Paule: „Wir sind weder katholisch noch in Bayern, wo Autos und Tiere gesegnet werden. Aber: Wir segnen Menschen und machen keine Vorschrift, in welcher Kleidung sie um den Segen Gottes bitten“. Das gefällt ihm so gut, dass zu unserem Termin nicht nur er, sondern sein Fanklub mitkommen will. Wir haben einen Gottesdienst geplant, in dem zwischen Vor- und Nachspiel liturgisch alles stattfindet, was ein Gottesdienst braucht. Da ich auch Musiker bin und bei allen Taufen, Hochzeiten und Trauerfeiern in der Stadionkapelle auch am E-Piano sitze, ist der musikalische Teil leicht zu verabreden.

Und dann sind sie da, die Fans – mit ihren Jeans- oder Lederjacken, übersät mit Tattoos und stylisch gegeelten Haaren. Als sie „Großer Gott, wir loben dich“ anstimmen, hört es sich kein bisschen nach Kirchenchor an. Aber als ich jeder und jedem einen persönlichen Segen zuspreche, fließt manche Träne. Und wie gut, dass wir als Nachspiel die Eintracht-Hymne „Im Herzen von Europa“ anstimmen. Zu ihr passen die Stimmen, ohne jeden Abstrich.

Was wir als Kirche von den Fans lernen können? Erstens: Klar zu formulieren, was uns heilig ist. Die Kutten sind es bei den Fans. Zweitens: Zusammenzuhalten. Der eine kommt nicht allein. Er bringt seinen

Freundeskreis mit. Drittens: Beharrlich zu fragen, was wirklich wichtig ist. Paule wollte Segen erfahren – und hat ihn bekommen, mit seinen Freunden. Viertens: Das Gespür dafür zu entwickeln, dass es ein Geschehen gibt, das höher ist als alles, was unser Verstand sich vorstellen kann. Viele Fans haben geweint, als sie gesegnet wurden. Fünftens: Die Hoffnung nie zu verlieren, niemals.

Warum das? Ein drittes Lied der Eintracht-Fans lautet im Refrain: „Schwarz-weiß wie Schnee, das ist die SGE, wir holen den DFB-Pokal und wir werden Deutscher Meister“. Und alle rufen: „Meister“. Wenn ich von diesem Lied erzähle, frage ich meine Zuhörerschaft, ob sie wissen, wann Eintracht Frankfurt die Deutsche Meisterschaft gewonnen hat. Manche wissen es: Es war nur ein einziges Mal und das im Jahr 1959. Dass es so lange her ist, irritiert die Fans nicht.

Unbewusst leben sie das, was wir Theologen den „Eschatologischen Vorbehalt“ nennen. Dieser Begriff meint: Für Christen hat der Anbruch des Gottesreiches mit Christus begonnen, seine Vollendung aber steht noch aus. Eines schönen Tages ist es so weit. Bis dahin hoffen wir – gegen allen Augenschein.

Wer schon in der Nordwestkurve im Stadion stand, kennt die lauthals herausgesungene Hoffnung der Fans: Dass jener Tag ganz bestimmt kommt, an dem die Eintracht wieder Meister wird. Unfassbar, diese un-beirrbbare Überzeugung der Fans.

Und wir Christen? Wir, die wir auf den Anbruch des Gottesreiches warten – eines schönen Tages. Wie überzeugt und überzeugend ist unser Singen? In Gottesdiensten blicken Viele konzentriert in Gesangbücher und singen, wenn überhaupt, kultiviert, aber nicht engagiert. Und in der Vorbereitung auf Beerdigungen erlebe ich so häufig, dass musikalisch auf CD-Einspielungen gesetzt wird. Was soll das? Macht doch die Menschen, die Euch in der Trauer begleiten und ihre Stimme erheben können, nicht zu stummen Zuschauern. „Christ ist erstanden von der Marter alle“ – wir haben doch eine Hoffnung, die uns trägt und beflügelt.

Also wenn man mich fragt – ich wäre froh, auch wir wären 'ne heilige Gemeinschaft, die engagiert zum Ausdruck bringt, was sie verbindet, was ihr heilig ist, worauf sie letztlich hofft. ■

Das Thema der Ausgabe 2/2026:

**Neue Gremien braucht das Land!* – Gemeindeleitungen auf dem Weg ins „transparochiale Zeitalter“
*... aber bitte nicht zusätzlich!**



Eugen Eckert

war Gemeinde- und lang-jährig Studentenfarrer in seiner Heimatstadt Frankfurt/M. Von 2007 - 2024 arbeitete er als Stadionpfarrer im Frankfurter WM-Stadion.

1975 war er Gründungsmitglied und ist bis heute Texter und Musiker der Frankfurter Band HABAKUK. Er ist Texter von rund 2.000 Neuen Geistlichen Liedern. Er ist Buchautor und Librettist von Oratorien, Kantaten, Messen und Singspielen. In der Zeit von 1981 - 2025 sind mehr als 30 LP- und CD-Produktionen mit Musik zu seinen Texten erschienen.

Foto: Michael Meier

Leiten jenseits der Filterblase:

Chancen und Risiken religiöser Gemeinschaftsideale

Religiöse Gemeinschaftsideale haben Schattenseiten – besonders heute. Kirchenvorstände sollten sie kennen und religiöse Vergemeinschaftung „in jeder Hinsicht“ ermöglichen, offen für verschiedene Sozialformen.

Gemeinschaft als Basis?

Religiöse Gemeinschaft – das findet man vor Ort, in Präsenz, in Kreisen oder Chören. Diese Überzeugung gilt oft. Vieles spricht dafür: Auf der dieser Ebene wird Nähe unmittelbar erfahrbar; hier spürt man Zugehörigkeit. Kein Wunder also, dass sich viele Christ:innen stark mit den Orten identifizieren, die „in Griffweite“ liegen – oft mit der „eigenen“ Gemeinde. In Debatten über Gemeindefusionen oder über den Abbau von Gebäuden und Angeboten vor Ort zeigt sich das gemeinschaftliche Verbundenheitsgefühl deutlich. Kirchenvorstände übernehmen hier gern eine beschützende Rolle: Sie möchten „ihre“ Gemeinschaft bewahren – oft auch mit religiöser Leidenschaft.

Doch das verbreitete religiöse Gemeinschaftsideal hat eine problematische Seite. Die lokale „Basis“ – ähnlich dem Soziotop Familie – wird als Ort Vertrauter, Gleichgesinnter und Nahestehender wahrgenommen und als solcher auch stabilisiert. Vertrautheit, geteilte Identität und Heimatgefühle werden dann zum Maßstab. Was manche als wertvolle Gemeinschaftserfahrung schätzen, erleben andere als „intime Interne“ oder als lokale Filterblase mit sichtbaren und unsichtbaren Barrieren. Darf die berechtigte Sehnsucht nach religiöser Gemeinschaft dazu führen, dass sich kirchenleitendes Handeln primär an „heimeligen Rückzugsorten“ orientiert, in denen das Schon-Vertraute dominiert?

Netzwerke und Bewegungen als Konkurrenz?

Gesamtgesellschaftlich haben Gemeinschaften als Sozialform an Bedeutung verloren. Netzwerke funktionieren über Verknüpfungen, nicht über Bindung, Milieu oder Nähe. Ihre „Mitglieder“ müssen weder Herkunft noch Haltung teilen; entscheidend ist der Knotenpunkt – ein Thema oder Interesse. Netzwerke wachsen oder schrumpfen, je nachdem, wie viele Punkte aktiv sind. Bewegungen bündeln soziale Energie um ein Ziel, bleiben aber zeitlich begrenzt. Wenn das Anliegen erlischt, erlischt auch die Bewegung. Beide Formen ermöglichen Beteiligung ohne Bindungszwang und Kooperation ohne Identifikationsnotwendigkeit. Sie integrieren so Vielfalt leichter und sind kulturell offener als traditionelle Gemeinschaften.



Zugleich haben sich Gemeinschaften auch selbst verändert. Ihre spätmoderne Zuspitzung lässt sich mit dem Begriff „Neogemeinschaft“ beschreiben: Gemeinschaften, die sich aus Verlustängsten oder Wettbewerbsdruck als „besonders“ definieren, ihre soziale Identität aufwerten und sich gegenüber „anderen“ abgrenzen. Auch Gemeinden sind nicht vor solchen Dynamiken geschützt.

Leitungsverantwortliche tun gut daran, die Fallstricke religiöser Gemeinschaftsideale wahrzunehmen und über die Rolle von Sozialformen für kirchliches Leben nachzudenken.

KV zwischen Auftrag und Gemeinschaftserwartung

Auch der Kirchenvorstand – selbst einer mit intensiv gelebter Gremienspiritualität – ist zunächst nicht primär eine religiöse Gemeinschaft, sondern eine zeitlich begrenzte Gruppe mit einem klar umrissenen Auftrag: „das christliche Leben in der Kirchengemeinde in jeder Hinsicht zu fördern und für ihre Einheit zu sorgen“ (KGO § 16 Abs. 1). Eine identitäre Gemeinschaftsbildung oder die Realisierung eines religiösen Gemeinschaftsideals ist damit nicht gemeint.

Bemerkenswert ist, dass der Begriff „Gemeinschaft“ in der Kirchengemeindeordnung im Zusammenhang „mit Menschen anderer Religion und Kultur“ auftaucht – also gerade nicht im Sinne vertrauter sozialer Binnenverhältnisse. Der Auftrag, das christliche Leben „in jeder Hinsicht“ zu fördern, weist darauf hin, Sozialformen kritisch auf Dominanz und Engführungen zu prüfen, unterschiedliche Vergemeinschaftungsweisen zu ermöglichen und Diversität zu sichern. Damit positioniert sich Leitung gegen die Logik von Neogemeinschaften. ■



Dr. Bernhard Lauxmann ist evangelischer Theologe, Geschäftsführer der Ehrenamtsakademie der EKHN und Privatdozent für Praktische Theologie an der Universität Wien. .

Medienhaus der Ev. Kirche in
Hessen und Nassau GmbH
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main



Alexander Brandl, Pfarrer, ist seit März 2025 Theologisch-Pädagogischer Vorstand des Geistlichen Zentrums im Evangelischen Kloster Schwanberg (klosterschwanberg.de). Daneben ist er Mitarbeiter der Beauftragten für Hörfunk und Fernsehen im Bayerischen Rundfunk. Mit seinem Instagram-Account [@alpha.oh.mega](https://www.instagram.com/alpha.oh.mega) gehört er zum im Beitrag erwähnten YEET-Netzwerk, das 2020 auf Initiative der EKD gegründet wurde.

Foto: epv.mck

Alexander Brandl

Gemeinschaft und Offenheit – schließt sich das aus?

Die junge Frau trägt eine rote Sporthose. Immer wieder sieht man ihre Beine im Bild. Oder ihre Hände, wie sie eine schmale Kerze halten. Ihr Gesicht sieht man nie. Dafür hört man ihre Stimme. In kurzen Videos erzählt sie von ihrem Glauben, von ihren Überzeugungen. Von dem, was sie wichtig findet. KLOSTER steht in großen roten Lettern über dem Video, das sie an diesem Abend mit ihren Followern auf Instagram teilt. Als Teil des christlichen Influencer-Netzwerks YEET verbringt Celine ein Wochenende im Evangelischen Kloster Schwanberg in Unterfranken, unweit von Würzburg. YEET, das ist eine bunte Horde junger Menschen aus ganz Deutschland. In den sozialen Medien sprechen sie über Bibel, Glaube und Alltägliches. Manchmal albern, manchmal ernst. Sie erreichen Zigttausende. Fürs jährliche Netzwerktreffen geht es an einen Ort der Stille und Einkehr, den Schwanberg. Ein Widerspruch? Celine ist mittendrin. „Die Schwestern, die im Kloster leben, strahlen einen Frieden aus, das habe ich so, glaube ich, noch nie bei Menschen erlebt“, sagt sie, während sie mit ihrem Smartphone Szenen vom Klostergelände einfängt.

Gerade junge Erwachsene sind es, die dieses Video mit rund 400 Likes honorieren. Celine trifft einen Nerv. Ich merke es bei mir selbst. Als Vorstand des Geistlichen Zentrums auf dem Schwanberg sind mir Kloster und Community vertraut. In dem Video begegnet mir der Ort dennoch neu. Anders. Wahnsinnig zeitgemäß. Oder vielleicht: zeitlos. Denn im Grunde ist dort alles beim Alten. Das Herzstück der Gemeinschaft, die Stundengebete mit ihren Psalmengesängen, haben sich seit Jahrzehnten kaum verändert. Sie sind benediktinisch geprägt und führen eine jahrhundertealte Tradition fort. Und Celine? Kommt aus dem Schwärmen nicht heraus.

Was ich mich frage: Wann wird aus dem innovationsfeindlichen Totschlagargument „Das machen wir aber schon immer so“ ein freundliches, einladendes „Das machen wir einfach schon immer so“? Wo liegt der schmale Grat zwischen echter, erfahrungsgetränkter Tradition – und dröger Gewohnheit? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Meine persönlichen Thesen und Beobachtungen vom Schwanberg.

1. Auf Gott hören. Was ist dran? Es gibt, neben Kopfgeburten und Bauchentscheidungen, etwas Drittes. Man kann sich zu einer Entscheidung nicht nur durchringen, man kann sich durchbeten. „Ruminatio“ nennt unter anderem Luther das, etwa bei Bibelworten. Man soll sie wiederkäuen – ja, fast wie eine Kuh. Wieder und wieder. Bis ihnen ein Licht aufgeht, dass sie nicht selbst entzündet haben. Seit der Gründung 1950 hat die Gemeinschaft auf dem Schwanberg sich selbst und ihren Ort immer wieder neu erfunden. Gefunden. Viermal täglich im Stundengebet sich von Gott finden und ansprechen lassen – es hatte sicher seinen Anteil. Gebet nicht als hohle Chiffre, sondern als echter Erfahrungsraum für Gemeinschaft.

2. Experimente wagen, die in die Hose gehen können. Ich höre es oft: Der traditionsreiche Schwanberg hat ein Experiment gewagt. Ganz schön mutig, zwei neuen, nicht allzu erfahrenen Vorständen die Verantwortung für das große Bildungs- und Tagungshaus zu übertragen. Der eine Mitte Dreißig, der andere Ende Dreißig. Ja, kann ich da nur sagen. Mutig!

3. Vertrauen. „Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlass dich nicht auf deinen Verstand.“ (Sprüche 3,5)

4. Gemeinschaft als Gefäß, nicht als Inhalt. Mir persönlich ist der, pardon, Gemeinschaftsfetisch, der mir manchmal in Kirchengemeinden begegnet, nicht geheuer. Ich schätze gesunde Distanz. Mein Eindruck ist: Die Schwestern auf dem Schwanberg leben nicht zusammen, weil sie sich ganz arg mögen. Sie können einander leiden, wie Menschen verschiedenen Alters, mit verschiedenen Einstellungen und Biografien sich eben leiden können. Das Verbindende, es ist größer als die jeweilige Gemeinschaft, die immer nur eine Momentaufnahme ist. Es war schon da, als wir wurden. Es wird da sein, wenn wir nicht mehr sind. Sein Leben dem hinzuordnen und zu wissen: Darin bin ich nicht allein. Das verbindet wirklich. Und das hat Strahlkraft.

Übrigens: Celine, die Influencerin, hat 2024 beschlossen, Kirchenvorsteherin zu werden. Zukunft der Kirche wartet auch dort, wo viele sie nicht vermuten. Hinter Klostermauern. Und bei einer jungen, sehn-süchtigen, vernetzten Generation. ■